

Bäume als Tempel der Götter

Der Wald als ambivalenter Ort



In Schatten einer geschichteten Platane trifft sich eine Familie in einem heiligen Hain vor einem Altar, um den Göttern ein Opfer zu bringen. Im Hintergrund stehen die kleine Statuetten die Götter Agathon und Artemis auf einem Podest. Auf der rechten Seite treten vermutlich der Gott der Heilung, Asklepios, und seine Götterin Hygieia, die Göttin der Gesundheit, in menschlicher Form vor dem Hain und der opfernden Familie auf.

Der heilige Hain wird als eine besondere Stelle im Wald dargestellt, die aufgrund seiner rituellen Bedeutung geschützt wird: Der Baum ist mit Binden verziert, ein Tuch ist als Sonnensegel in die Äste gespannt. Trotz seiner Lage war ein heiliger Hain nicht ausschließlich wildbezogenen Gottheiten geweiht.

Athenische Marmorrelief (Hain), griechisch, ca. 300 v. Chr.
© JGU Mainz, Klassische Archäologie/Peter Angelika Schurig

Wälder rufen ambivalente Emotionen und Bewertungen hervor. Diese sind sowohl historisch, mythologisch als auch psychologisch begründet. Dabei ist der Wald selbst ein transformativer und dynamischer Ort: Er verändert sich im Laufe der Jahreszeiten und steht einerseits für üppiges Leben, andererseits für Dunkelheit und Gefahr.

Ein gewisses Spannungsfeld in der Wahrnehmung von Wäldern entstand bereits früh, denn als wichtige menschliche Lebensgrundlage wurden sie häufig intensiv wirtschaftlich genutzt und ihre Ressourcen ausgebeutet. Jedoch spielen Bäume und Wälder auch eine bedeutende Rolle in den mythologischen Konzepten verschiedener Kulturen, von den Hütern der Wälder im babylonischen Gilgamesch-Epos über die Waldnymphen der klassischen Antike bis hin zu den Waldgeistern der europäischen Sagenwelt.

„Das Land zeigt zwar im Einzelnen einige Unterschiede; doch im Ganzen macht es mit seinen Wäldern einen schaurigen [...] Eindruck.“

Tacitus, Germania 5,1 (98 n. Chr.)

Die mythologischen Wesen aus dem Umfeld des Gottes Dionysos – Satyrn und Mänaden – sind bekannt für ihre rituellen und ekstatischen Tänze. Besonders die Mänaden geben sich dem wilden Tanz bis zur völligen Erschöpfung hin. Der Wald wird dabei zum kultischen Begegnungsort von Göttern und mythologischen Kreaturen.

Die Satyrn finden sich ebenfalls im Gefolge des Gottes Dionysos. Diese männlichen Naturgeister sieht man häufig mit Mänaden oder Nymphen zu wilden Tänzen versetzt oder diese können im Wald vorfinden. Satyrn sind Mischwesen, wessen menschliche und tierische Aspekte und Verhalten das Wilde und Ungeheuerliche, das werden oft mit einem Leopardenfell und dem Thyrsosstab gezeigt.
Säulenrelief auf einer attisch-volligenen Thronstuhle (Fries) (B), griechisch, ca. 480 v. Chr.
© JGU Mainz, Klassische Archäologie
Foto: Angelika Schurig

Trotz ihres fragmentierten Erhaltungszustands lässt die Statue die Figur einer jungen, halb nackten Frau erkennen, die sich im dynamischen Tanz bewegt. Ihr bogenförmig gestreckter Körper mit zur Seite gedrehtem Kopf und die Falten ihres Gewands, das sich ring um den Oberkörper und das rechte Bein wickelt, sind Hinweise für eine ekstatische Bewegung oder einen rasanten Tanz. In Trance vollzogen die Mänaden blutige Opfer für ihren Gott, bei deren Tiere – und sogar Menschen – zu Tode kamen. Während die Statue vollständig, würde sie an der linken Schulter wohl ein großes Zickzack tragen und in der rechten Hand ein Messer halten.
Tarentine Marmor der Stoa des Phidias.
Römische Marmorkopie der Tübinger Kaiserzeit nach einem Original des 5. Jh. v. Chr.
© JGU Mainz, Klassische Archäologie/Peter Angelika Schurig



„Die Bäume waren die Tempel der Götter, und noch jetzt weihen, nach alter Weise, die einfachen Landleute einen schönen Baum der Gottheit. Wir verehren die von Gold und Elfenbein schimmernden Bilder nicht mehr als die Haine und die in ihnen herrschende Stille. Diejenigen Baumgattungen, welche gewissen Gottheiten ausschließlich geweiht sind, werden beständig so beibehalten [...]. Ja, wir glauben, dass die Sylvane [Geister, Dämonen], Faune [Satyrn] und mehrere Göttinnen den Wäldern als eigentümliche Gottheiten [...] zugeteilt sind.“

Plinius, Naturalis Historia 12,2 (ca. 77–79 n. Chr.)

Der römische Dichter Ovid erzählt vom Ursprung des Waldes im Mythos von Orpheus: Dessen Gesang und Lyra-Spiel waren so betörend, dass sich nicht nur die wilden Tiere friedlich um ihn versammelten, auch die Bäume kamen heran, neigten sich ihm zu und sogar die Felsen weinten.

Dieses mythologisch-göttliche Prinzip findet sich auch im Konzept des Zauberswaldes, bekannt vor allem in walddichten Gegenden, schon in den ältesten Sagen. Dabei ist der Wald ein unbekannter und teilweise unheimlicher Ort jenseits der sozialen Ordnung, bevölkert von verzauberten Kreaturen, aber auch von gesellschaftlichen Außenseitern und Kriminellen. Der Wald kann dabei ein Ort voller Gefahren und Herausforderungen sein, oder auch ein geschützter Rückzugsort. Während Wälder selbst oftmals Grenzregionen sind, kann der Zauberswald als liminaler und transformativer Raum erfahren werden, sowohl physisch als auch psychisch.

Die heiligen Haine der Antike bilden ein Beispiel für religiös aufgeladene Orte, die mit rituellen Praktiken und Tabus (z. B. dem Verbot, Bäume zu fällen) im Zusammenhang stehen.

